



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Springer, Anton: An die Adresse der Deutschöstreicher.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

An die Adresse der Deutschösterreicher.

Vor einigen Wochen brachten diese Blätter eine Blumenlese aus wiener Zeitungen, welche die unglaubliche Befangenheit der öffentlichen Meinung in Oestreich, ihr festes Umspringen mit der Wahrheit unwiderleglich bewies. Darüber herrschte nun in Wien großer Aerger. Das eine Journal verlangt, die Dramen des Herausgebers der Grenzboten sollen vom Repertoire des Hofburgtheaters gestrichen werden, das andere wünscht seine Romane in den Bann gethan, ein wiener Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung endlich glaubt den ärgsten Trumpf auszuspielen, indem er behauptet, der Herzog von Koburg habe den Artikel bestellt, um sich an den wiener Journalisten für die geringe Anerkennung zu rächen. Es ist — nebenbei gesagt — überaus charakteristisch, daß in keinem Lande die Zweifel, ob man in der Politik von der Ueberzeugungstreue geleitet werde, so häufig wiederkehrt, wie in Oestreich. Der Herzog von Koburg wird sich den Vorwurf, daß er die Grenzboten beeinflusse, nicht zu Herzen nehmen, der Herausgeber wird sich gleichfalls in das Schickial ergeben, nicht mit „Rolambolo dem Galeerensträfling“ und andern beliebten Feuilletonromanen die Gunst derjenigen Wiener zu theilen, welche durch die Phrasen ihrer Zeitungspreffe beeinflusst werden. Wird aber dadurch die Beschuldigung, daß die wiener Presse ihre Pflicht schlecht erfüllt, entkräftet? Ebenso wenig als Lügen und Verleumdungen durch Wiederholung und Steigerung zur Wahrheit werden. Wohl war man zu der Hoffnung berechtigt, daß wenigstens nach hergestelltem Frieden die Besinnung zurückkehren, nicht mehr die erhitzte Einbildungskraft, sondern der ruhig prüfende Verstand den Redactionsstift führen werde. Je schimpflicher und erbärmlicher der siegreiche Feind geschildert wird, desto größere Schmach trifft ja den Besiegten. Die Hoffaung wurde aber bitter getäuscht, in den letzten Wochen das alte Schimpfgeschäft unverdrossen fortgesetzt.

Um künftigen Recriminationen vorzubeugen, sei schon jetzt bemerkt, daß nicht an jedem Tage alle Journale in dasselbe Horn stoßen, daß der eine und der andere Leitartikel billigere Urtheile ausspricht, die eine und die andere Zeitung heute oder morgen vom Gesamtchore sich trennt. Man kennt die Rivalität der wiener Hauptblätter; das Gegentheil von dem, was die „Neue Presse“ behauptet, erscheint der „Alten“ unwillkürlich als die bessere Wahrheit, das „alte Fremdenblatt“ braucht nur etwas schwarz zu nennen und sicher entdeckt das „neue Fremdenblatt“ die weiße Farbe daran. Dieses zugegeben und auch

bereitwillig erklärt, daß die alte Presse und das neue Fremdenblatt allen andern Zeitungen im Deutschenhaß den Rang ablaufen, muß dann mit dem alten Nachdruck wiederholt werden, daß die Durchschnittsstimmung der wiener Organe sich nicht geändert hat, jetzt wie im Juni und Juli kein Unsinn groß genug erscheint, der nicht als pure Wahrheit dem leichtgläubigen Volke vorgetischt wird, daß die in den meisten Journalen stereotype Invasionschronik, die Correspondenzen vom Lande, die Feuilletonnotizen über das Auftreten der Preußen grade so viel Lügen enthalten, wie die früheren Berichte vom Kriegsschauplatz. Und, wohlgemerkt, Lügen, die man als solche auf der Stelle entlarven mußte. Denn daß der König von Preußen dem Gastwirth nicht mit der Zechen durchbrennt, daß es kein Lieblingsvergnügen der preußischen Offiziere ist, die Bettstelle als Nachstuhl zu benutzen, daß man den Corporalstock in Preußen nicht kennt, das konnte, das mußte man auch in Wien wissen.

Wir finden es begreiflich, wenn der Besiegte seine Niederlage verkleinert und beschönigt. Es möge also immerhin das Zündnadelgewehr das ganze Verdienst des Sieges für sich in Anspruch nehmen, es mag richtig sein, daß die Preußen bei Eblum durchbrachen, weil sie durch „Verrath“ sich in den Besitz der österreichischen *ordre de bataille* vom 11. Juni gesetzt hatten; wir wollen nicht markten über die Zahl der Verräther und Spione, welche angeblich der preußischen Armee den Erfolg in die Hände spielten; wir wollen nicht darüber streiten, ob in der That alle Photographen, Botaniker, Agenten, Handelsreisende und Werkelmänner, welche in den letzten Jahren Böhmen durchstrichen, verkappte preußische Generalstabsoffiziere waren oder nicht. In diesen Behauptungen liegt allerdings viel Blödsinn, er wird aber durch eine patriotische Empfindung entschuldigt. Wäre es natürlich zugegangen, so hätten, denkt der beschränkte Patriot, die österreichischen Waffen nicht den Kürzeren ziehen können. Es handelt sich aber um Anderes. Wenn sich deutsche wiener Blätter, ohne im eigenen Lande gebührend abgefertigt zu werden, darin gefallen, die preußische Armee als eine Räuberbande darzustellen, wenn sie Offiziere und Mannschaft schlechthin als Diebe bezeichnen, welchen der „Unterschied zwischen Mein und Dein unbekannt ist“, wenn sie „Magenberstung“ als eine gewöhnliche Krankheit bei den preußischen Truppen schildern, wenn sie von preußischen Liberalen behaupten, Bismarck könne sie durch eine Gänseleberpastete erkaufen, wie ja auch die preußischen Soldaten nur nach Oestreich zogen, um sich hier einmal satt essen zu können, wenn sie deutsche Volksstämme „Hunde“ tituliren, welche die Hand des Herrn, der sie prügelt, noch lecken, so beschimpfen sie den deutschen Charakter, so untergraben sie ihre eigene Stellung. Das deutsche Element in Oestreich kann sich nicht auf sein numerisches Uebergewicht berufen, es kann sich auch nicht mehr, wie in früheren Zeiten rühmen, daß das deutsche Reich ihm den Rücken sichere, sein bester Rechtstitel war den fremden Völkern

gegenüber der Besitz der größeren Bildung. Mochten auch die nichtdeutschen Stämme sich öffentlich von dem deutschen Culturleben lossagen, insgeheim nährten sie sich doch nur von demselben und wenn auch widerwillig, erkannten sie doch stets die Suprematie der deutschen Mitbürger in geistiger Beziehung an. Diesen Nimbus zerstören die Deutschöstreicher leichtsinnig in ihren Organen. Alles, was von den Panduren und Kroaten ausgesagt wurde, das gilt von den Deutschen, so lautet das Thema, welches tagtäglich von wiener deutschen Zeitungen variirt wird.

Glaubt man, durch diese Berunglimpfung deutscher Männer — zwischen Preußen und Bayern und Badensern wird kein merklicher Unterschied gemacht — die verlorene Stellung im „Reiche“ wieder gewinnen zu können? Die wiener Staatsmänner und Publicisten sind in einer argen Täuschung begriffen, wenn sie wähnen, Oestreich genieße noch jetzt in Deutschland das gleiche Ansehen wie vor dem Kriege, die Niederlage bei Königgrätz hätte ihm nicht die Herzen entfremdet. Als aber gleichzeitig mit der Nachricht von der Schlacht sich die Kunde verbreitete, die österreichische Regierung berge sich unter dem Mantel Napoleons, bemühe sich, die Intervention Frankreichs herbeizurufen, da fiel es wie Schuppen von den Augen. Die ehrlichen Großdeutschen verfluchten am lautesten die Politik, welche lieber ein Volk vernichten hilft, als daß sie einen Cabinetsvortheil aufgäbe. Daß die wiener Presse seitdem nicht aufhört zu hegen, nicht den Augenblick erwarten kann, bis die Zuaven Deutschlands Strom wieder zu Deutschlands Grenze machen, hat das Verhältniß Oestreichs nicht verändert oder verbessert. Sprößlingen bedrohter deutscher Fürstfamilien ist es erlaubt, auf Frankreichs Einmischung zu hoffen, denn diese haben nur ihr dynastisches Interesse zu wahren. Wer aber im Namen des deutschen Volkes sprechen will, darf nicht Napoleons Langmuth unbegreiflich finden, darf nicht mit offener Schadenfreude auf die gesteigerte Eifersucht Frankreichs hinweisen. Nichts hat mehr dazu beigetragen, den Glauben an die deutsche Gesinnung der Oestreicher zu erschüttern, als ihre Gleichgiltigkeit gegen die Integrität des deutschen Bodens, nichts beweist den geringen Zusammenhang zwischen Deutschland und Oestreich so deutlich, als die hier unumwunden ausgesprochene Sehnsucht, recht bald mit Frankreich gegen deutsche Heere zu kämpfen. Daß nicht alle Deutschöstreicher diesen Wunsch theilen, ist wohl gewiß; wären aber nicht bloß Einzelne, sondern die Masse der Bevölkerung deutscher Empfindungen fähig, wie könnte das Kokettiren mit den Franzosen sich ungestraft in der Presse breit machen? Oestreich ist, Dank dem Siegesmarsche der preussischen Heere, für die Deutschen keine terra incognita mehr. Ehemals, wenn Ultramontane, diese treuesten Verbündeten Oestreichs, dem rheinischen Bürger und Arbeiter die österreichischen Zustände als paradiesisch schilderten, von der Macht des Kaisers, von der Tüchtigkeit des Volkes, der deutschen Brüder am Moldau- und Donau-

strande, begeistert sprachen, wie schön da zu wohnen, frei und glücklich zu leben sei, da mußten wohl die Leute daran glauben, denn Oestreich kannten sie nicht, und ihre ultramontanen Rathgeber waren in ihren Augen ehrenwerthe Männer. Seitdem die rheinischen Jungens auf ihren Gruß regelmäßig von den deutschen Brüdern das nie nerozumim zur Antwort empfangen, seitdem sie sich persönlich von der östreichischen Misere in politischer und wirthschaftlicher Beziehung überzeugt haben, sind sie für das Lob des Kaiserstaates stumpf geworden. Mögen die Jesuiten von Maria Laach jetzt noch so inbrünstig für die Wiederherstellung der östreichischen Macht in Deutschland beten, die rheinische Jugend, die bei Königsgrätz gekämpft hat, bewegen sie nicht, wohl aber bewegen die Lebenserfahrungen dieser Jugend die Herzen und verändern die Meinung der Alten. Im deutschen Süden ist es wohl kaum anders bestellt; das wüste Geschrei über den Verrath der Bundesgenossen, während doch die eigene Leistung alles zu wünschen übrig ließ, hat die östreichische Partei hier gewaltig gelichtet.

Das Eine möge man sich in Wien gesagt sein lassen: mit der alten herrschenden Stellung Oestreichs in Deutschland ist es vorbei, und wenn jemals die deutschen Provinzen Oestreichs in eine engere politische Verbindung mit Deutschland treten sollten, so kann dieses nur unter der Hegide Preußens geschehen. Aber auch das Andere dürfen die Deutschöstreicher nicht übersehen: die schwerste und heftigste Krisis ist in diesem Augenblick über sie angebrochen, nicht mehr und nicht weniger als ihre Existenz steht in Frage.

Wir sind weit entfernt, die Deutschen in Oestreich für die Mißgriffe der Regierung verantwortlich zu machen. Es war im Jahre 1849 möglich, die Dictatur des deutschen Volksstammes in Oestreich zu begründen und zum Heile des Staates durchzuführen. Großes Unrecht war begangen, viel Blut vergossen worden. Geföhnt konnte das alles nur werden, wenn man den niedergeworfenen Stämmen ein neues, reicheres Leben zuführte, sie mit materiellem Wohlstande bedachte, zu geistiger Selbständigkeit zog. Die Rolle der Deutschen hätten die Zeitgenossen verflucht, aber die Nachkommen gesegnet, denn über die reichen Fluren Ungarns hätte sich der Strom gediegener Cultur verbreitet. Man hätte anfangs die gewaltsame Weise der Beglückung beklagt, später sich aber mit der neuen Lage ausgeföhnt. Der Absolutismus in den funfziger Jahren war nur groß im Kleinen. Polizeihicanen nannte man Regierung, Bielschreiberei hieß Administration. Eine kostbare Zeit ging verloren, der Augenblick, in welchem das Centralisationsystem, das seiner Natur nach in Oestreich nur absolutistisch sein kann, siegreich-durchgeführt werden konnte, wurde nicht benutzt. Wir begreifen, daß sich jetzt die Deutschöstreicher dem Dualismus zuwenden. Kann Oestreich nicht centralistisch regiert werden, so ist der Dualismus die einzige Form, welche den Deutschen ihren politischen Einfluß sichert, vorausgesetzt, daß

diese nicht, wie es leider allen Anschein hat, auch den Dualismus für sich verhängnißvoll gestalten.

Scheinbar stellen sich die Dinge noch ziemlich gut für die Deutschen an. Die Magyaren, ihrem alten Ruf politischer Klugheit diesmal wenig entsprechend, haben sich die günstigste Gelegenheit entschlüpfen lassen, ihre Ansprüche zur Anerkennung zu bringen. Im Juli würde die wiener Hofburg jede Bedingung des endlichen Friedens mit dem mächtigsten Königreiche unterschrieben haben. Deák, das magyarische Orakel, versteht aber nur Programme zu schreiben, sie zu verkörpern besitzt er nicht den Muth oder nicht die Kraft; er ist der Regierung unbequem, aber nicht furchtbar, wie es ein volksthümlicher Agitator nach der Schlacht bei Königgrätz hätte werden können. Es galt, in Wien die Angst vor einer magyarischen Insurrection zu nähren und zu steigern, auf der andern Seite das Gewähren der bekannten Forderungen als ein untrügliches Mittel zu schildern, welches die Loyalität aller Ungarn wecken muß. Bei dem fanatischen Haß des Hofes gegen Preußen würde man schließlich nachgegeben haben, um nur der preussischen Bundesgenossenschaft Klappas ein Gegengewicht zu bieten. Die Magyaren versäumten den rechten Zeitpunkt. Ihre Zeitungen erörterten wohl breitspurig die staatsrechtliche Frage, ob die Preußen zum Betreten des ungarischen Bodens berechtigt sind, ohne vorher dem ungarischen Könige den Krieg anzukündigen, zu einem thatsächlichen Eingreifen konnten sich ihre doctrinären Führer nicht verstehen. Nun ist der Friede abgeschlossen, österreichische Soldaten wieder im Lande, die wiener Regierung im Besitze voller Freiheit. Wenn nicht äußere Schwierigkeiten des Cabinets eine günstige Wendung der ungarischen Frage herbeiführen, dürfen die Magyaren nicht hoffen, von der Regierung ihr volles Recht zu erlangen. Sie müssen sich um Verbündete umsehen, und das sind einzig und allein die Deutschöstreicher. Insofern sind die letzteren besser gestellt. Gefahrlos ist aber der Dualismus für dieselben noch keineswegs.

Der enge Anschluß an die Magyaren, die denn doch nur die bloße Personalunion befriedigt, setzt sie nicht allein in einen feindseligen Gegensatz zu jeder wiener Regierung, es sei denn, daß diese sich vollständig mit den Ungarn identificirt, was schwer anzunehmen ist, sondern verpflichtet sie auch, diesseits der Leitha das strengste Centralisationsystem zu empfehlen. Glauben sie denn etwa, die viel zahlreicheren slavischen Stämme werden sich die deutsche Herrschaft geduldig gefallen lassen, nachdem ihnen wiener Zeitungen täglich predigen, die Deutschen seien ein erbärmliches Volk, die norddeutschen Sieger eine brutale Race, die süddeutschen Besiegten ein verkommenes Geschlecht, das sich unter dem tyrannischen Drucke Preußens nicht einmal zu krümmen wagt? Sind die Deutschen außerhalb Oestreichs so schlecht, wie sie die wiener Presse schildert, so sind es die Deutschen in Oestreich nicht minder und eben auch nur werth,

mit den Füßen gestoßen zu werden. Diese Consequenz haben bereits die nichtdeutschen Stämme gezogen und werden sie offen aussprechen, sobald ihnen der Augenblick dazu passend erscheint. Und schlagen sich die Deutschöreicher, was wahrscheinlicher ist, auf die andere Seite, helfen sie dem Ministerium die sogenannten Uebergriffe der Magyaren bekämpfen, so bedroht sie eine andere Gefahr. Jede den Magyaren zugesügte Schlappe kräftigt die Slaven, zunächst jene, die Ungarn bewohnen, dann aber auch die außerungarischen Slaven Oestreichs. Nun kennt man aber den Fanatismus der letzteren, sich auch in der Bildung von den Deutschen unabhängig zu stellen. Sie würden, sobald sie gekräftigt sind, den Deutschen den Krieg erklären, jubeln, daß sie die alten gehässigen Lehrmeister einmal ihre Macht fühlen lassen können und auf die Vernichtung des deutschen Elementes in Oestreich lossteuern. Werden die Deutschöreicher stark genug sein, Widerstand zu leisten? Das Schicksal des Abgeordnetentages von Austerlitz, wo die einige deutsche Gesammtpartei in das Leben gerufen werden sollte, der nächste Tag aber schon Zwiespalt und arge Mißverständnisse offenbarte, verringert die Hoffnung, zumal zahlreiche Deutsche in Oestreich ihre Eigenthümlichkeit darin finden, kein politisches Bewußtsein zu besitzen, jeder herrschenden Partei zu dienen. Wenn sie aber im Gefühl ihrer Hilflosigkeit den Schutz der Stammgenossen ansprechen wollten, würde nicht bis dahin der Haß, welcher von einzelnen wiener Blättern geschürt wird, seinen Schatten geworfen, Norddeutschland, das allein Hilfe bringen könnte, sich dann gewöhnt haben, in den Deutschöreichern unverföhnliche Gegner, ein fremdgewordenes Glied der deutschen Nation zu erblicken? Die schleswig-holsteinischen Particularisten waren wenigstens so klug, mit der Enthüllung ihrer Tendenzen bis nach ihrer Befreiung zu warten. Die Deutschöreicher, welche schon jetzt die Zerstörung des deutschen Einheitsstaates in ihr Programm aufnehmen, trauen uns doch nicht die Gutmüthigkeit zu, sie zu stützen und im Ansehen zu erhalten?

In welcher Richtung man auch blicken mag, als die Grundlage deutscher Macht in Oestreich tritt uns stets die Achtung und die berechnete Furcht entgegen, welche die anderen Stämme ihr entgegentragen. Diese Achtung zerstören die Organe der Deutschöreicher muthwillig. Oder ist es erhört, daß Leute, welche unaufgefordert sagen, ein österreichischer Patriotismus erfülle sie nicht vollständig, befriedigt seien sie nur durch die Verbindung mit Deutschland, in demselben Athemzuge die Deutschen schelten und den letztern jedes Recht zur selbständigen Constituirung absprechen? Ob der nächste große Krieg über einem Jahre oder erst nach einem Jahrzehnt oder noch später losbrechen wird, weiß niemand. Wir alle fürchten, ja erwarten ihn, wir alle wissen das Eine, daß Oestreichs Regierung sich den Feinden Preußens und des dann hoffentlich schon befestigten deutschen Einheitsstaates zur Seite stellen, gegen die Mehrheit der

Deutschen kämpfen werde. Nach den Aussprüchen der deutsch-österreichischen Organe zu schließen, darf das wiener Cabinet in einem solchen Falle auf die eifrige Mitwirkung der Deutschöstreicher hoffen; kein Cabinetkrieg, sondern ein Volkskrieg wird sich entspinnen. Ist diese Voraussetzung begründet, so ist auch jeder Zweifel, was die Pflicht von einem preußischen Staatsmann fordert, beseitigt. Er wird um jeden Preis den politischen Einfluß der deutsch-österreichischen Partei durchkreuzen, er wird sich bemühen, ihr ein Gegengewicht in Oestreich selbst zu schaffen oder wenn dieses für seine Macht zu viel sagen sollte, er wird ihre politischen Gegensätze im Kaiserstaate begünstigen. Daß solche vorhanden sind und als Hemmschub bei allen Verfassungs- und Machtfragen wirken können, wenn sie auch für sich kein positives Staatsprincip zu schaffen vermögen, weiß man in Wien recht gut. An ihrem Widerspruche scheiterten bis jetzt noch alle Versuche, Oestreich neu zu organisiren. Sie zu gewinnen, hält gleichfalls nicht so schwer, als man in Wien gemeinhin glaubt. Wenn in der Vergangenheit dazu kein ernster Ansaß gemacht wurde, so erklärt sich dieses aus der natürlichen Scheu, die Grenzen deutscher Bildung zu schädigen. Nachdem nun aber aus deutsch-österreichischen Kreisen der Bruch mit der „corrupten, bedientenhaften, nur für den Cäsarismus noch empfänglichen“ deutschen Natur verkündigt wurde, fällt diese Rücksicht fort.

Das deutsche Element war in Oestreich nicht ernsthaft gefährdet, als großmäulige Czehen im wiener Reichstage 1848 decretirten: „Nur so lange wir Slaven wollen, besteht Oestreich.“ Schon um dieses Wollen verständlich zu machen, war die deutsche Sprache unentbehrlich. Es wurde nicht ernstlich gefährdet durch die Concordatspolitik und des jüngst wieder zu Ehren gekommenen Goluchowski, sarmatischen Andenkens, Ministerium. Gerade die groben Angriffe auf die deutsche Bildung und das nur in Deutschland freie Gedankenleben stählt und kräftigt es. Jetzt erst droht dem Deutschthum in Oestreich eine große und ernste Gefahr, weil seine Vertreter es selbst verläugnen, auf die Mehrzahl der Deutschen Schimpf und Hohn häufen, weil sie den nothwendigen und unerbittlichen Gang der Geschichte absichtlich verkennen, gegen die Entwicklung einer selbständigen deutschen politischen Macht eigensinnig sich sperren. Und weil die Gefahr so groß und ernst ist, muß das harte Wort wiederholt werden: die deutsche Presse in Oestreich thut nicht ihre Pflicht, die Deutschöstreicher üben nicht ihre Schuldigkeit. —

Die Beschimpfungen, mit welchen zuversichtlich diese Anklage wird beantwortet werden, quittire ich übrigens schon jetzt mit Namensunterschrift.

Anton Springer.